

Dringend gesucht: eine neue Familie

Die Schweiz hat viel zu wenig Betreuungsplätze für Kinder aus schwierigen familiären Verhältnissen. Trotzdem halten Verantwortliche an traditionellen Pflegefamilien fest, wo stets ein Elternteil zu Hause ist. Das entspricht immer weniger dem Zeitgeist. Dabei ginge es auch anders. Von Dennis Frasch (Text), Mara Truog (Bilder)

Timo lag apathisch da. Der sechsmonatige Säugling bewegte sich kaum, er schrie nicht, wie eine Puppe. Seine neuen Pflegeeltern machten sich Sorgen. Daniela und Lukas Schneider führen fast im Wochentakt mit Timo ins Spital. Sie glaubten, Timo sei traumatisiert. Doch die Ärzte schickten sie wieder nach Hause, das Kind brauche einfach Zeit, hiess es. Gleichzeitig bestand die leibliche Mutter immer wieder darauf, dass Timo untersucht werde. Hätten sie Nein sagen sollen? Das konnten sie nicht. Schneiders fühlten sich schuldig, sie sahen diese furchtbare Trauer der Mutter, und es war fast so, als hätten sie ihr das Kind weggenommen.

«Auf diesen Stress bereitet dich niemand vor», sagt Daniela Schneider und streicht sich eine blonde Strähne hinter das Ohr. Sie und ihr Mann Lukas mussten zu Fortbildungen, zu Gesprächen mit Sozialarbeitern, zu unzähligen Terminen. Nach einem Jahr waren sie am Ende. «Wenn wir als Paar leiden, kann das für das Kind nicht gut sein», sagt Lukas Schneider. Bei einem Gespräch erklärte er der Beistandin, dass sie nicht mehr Pflegefamilie für Timo sein könnten, wenn das so weitergehe.

Leibliche Eltern, die sich weigern, ihr Kind wegzugeben, zig Formulare, die ausgefüllt werden müssen, die finanzielle Belastung: Es war noch nie leicht, ein Kind zur Pflege aufzunehmen. Doch für immer mehr Familien sind die Hürden offenbar nicht mehr zu bewältigen. In der Schweiz seien immer weniger Menschen bereit, Pflegekinder aufzunehmen, klagt etwa der Verein Tipiti, von dem Familie Schneider beauftragt ist. Bei fast 200 Behördenanfragen konnte Tipiti im vergangenen Jahr weniger als 20 Kinder an Pflegefamilien vermitteln. Ein Mitarbeiter der Sozialen Dienste der Stadt Zürich sagt, oft bleibe die Suche auch nach Monaten erfolglos. Auch der Fachverband DAF Pflegekinder spricht von einem «Rückgang der Pflegefamilien».

Statistisch lässt sich das nicht belegen. Man weiss zwar, dass in der Schweiz 672 492 Milchkuhe grasen, doch wie viele Pflegekinder es gibt, das weiss niemand. Das liegt an der föderalen Struktur: Einige Kantone führen eine vorbildliche Statistik, zum Beispiel Zürich oder St. Gallen. Andere Kantone zählen gar nicht, weil sie die Verantwortung an die Gemeinden delegieren. In Graubünden und im Tessin gilt eine Pflegefamilie ab vier Pflegekindern als Heim, in Glarus und Solothurn ab sechs Kindern. Klar ist: Rund 200 000 Kinder und Jugendliche in der Schweiz leben in schwierigen familiären Verhältnissen und sind teilweise fremdplatziert: Ihre Eltern sind süchtig, gewalttätig, überfordert.

Der Kanton Waadt machte das Problem mit den fehlenden Pflegefamilien im Februar öffentlich. Er lancierte eine Kampagne mit dem Ziel, bis Ende dieses Jahres 50 neue Familien für Pflegekinder zu finden. Es gebe immer mehr zu betreuende Kinder und immer weniger Pflegefamilien, schrieb der Kanton. Um das Ziel zu erreichen, wurden die Entschädigungen erhöht – um durchschnittlich 480 Franken pro Kind pro Monat. Bis im Juli hat der Kanton 4 neue Pflegefamilien gefunden, 14 weitere haben sich beworben.

Kann keine Pflegefamilie gefunden werden, müssen die Kinder, deren Eltern sich nicht um sie kümmern können, ins Heim. Dabei soll das eigentlich vermieden werden. Die Vereinten Nationen etwa fordern, dass Heimplatzierungen nur noch für ältere Kinder infrage kommen sollen, weil der Aufbau einer Bindung zu Bezugspersonen schwieriger sei als in einer Pflegefamilie. Die EU geht noch einen Schritt weiter: Sie fordert das Ende der institutionellen Platzierung von allen Kindern.

Daniela und Lukas Schneider, 38 und 37 Jahre alt, haben durchgehalten. Obwohl es dem Pflegekind Timo als Baby so schlecht ging, trotz seiner leiblichen Mutter, die nicht loslassen konnte. Eigentlich heissen sie

anders, doch um ihren Pflegesohn zu schützen, möchten sie in diesem Text anonym bleiben. Sie erzählen das mit ruhiger Stimme am Holztisch ihres Wohnzimmers. Um sie herum herrscht Chaos: Zwei Mädchen schauen kreischend EM, eines will «Memory» spielen, die älteste Tochter muss zum Leichtathletiktraining, aber draussen stürmt es. Zehn Personen und ein Hund leben hier zusammen, in einem vierstöckigen Haus im Toggenburg im Kanton St. Gallen. Das Ehepaar Schneider, drei Freunde, vier leibliche Töchter und ihr Pflegekind Timo, der seine Pflegemutter während des Gesprächs mit dem Reporter als Kletterbaum benutzt.

Viele Pflichten, wenig Rechte

Timo ist jetzt 8 Jahre alt. Er hat einen funkelnden Ohrring im linken Ohrfläppchen und ein Lachen, das einem das Herz erwärmt. Auf die Frage, ob er beim Gespräch dabei sein dürfe, sagt Daniela Schneider, das sei kein Problem, er wisse ja alles.

Familie Schneider ist in vielerlei Hinsicht eine besondere Familie. Das kollektive Zusammenleben, die vielen Kinder. Sie haben sogar zwei Zimmer im Haus, die immer frei sind. «Für Notfälle», sagt Lukas Schneider. Mal wohnen Flüchtlinge in diesem Zimmer, mal Frauen, die vor ihren Partnern fliehen mussten.

Dass nicht mehr Familien wie die Schneiders ein Pflegekind aufnehmen, hat viele Gründe: der Kantonlängst zum Beispiel, die unübersichtlichen Regeln. Auch die Pandemie habe dafür gesorgt, dass immer weniger Familien Pflegekinder aufnehmen, sagt Franziska Beer, Geschäftsführerin des Fachverbands DAF Pflegekinder. «Aber Corona war nur ein Brandbeschleuniger. Es sind die unsicheren Lebensverhältnisse, in denen wir alle stecken. Wer will sich in Zeiten von Pandemien, Kriegen und Krisen noch lebenslang binden?»

Für Lukas und Daniela Schneider war schon kurz nach dem Einzug in ihre Wohngemeinschaft klar, dass sie ein Pflegekind aufnehmen wollten. Auch aus einem Drang heraus, helfen zu wollen. Obwohl das heute nicht mehr gern gehört wird, wie Lukas Schneider sagt: «Man hat uns ein Helfersyndrom vorgeworfen.» Das sieht er anders: «Es kann doch nicht sein, dass die Menschen nicht mehr füreinander da sind.»

2014 meldete sich das Ehepaar Schneider beim Kanton St. Gallen, um eine Bewilligung dafür zu bekommen, ein Pflegekind bei sich zu Hause aufzunehmen. Ein Beamter kam zu ihnen nach Hause, schaute, ob genügend Platz vorhanden ist, und fragte nach der finanziellen Situation. Im Haus Schneider gibt es ein gemeinsames Konto, vieles wird unter den fünf Erwachsenen im Haus aufgeteilt. So können die Lebenshaltungskosten relativ niedrig gehalten werden. Lukas Schneider ist Inhaber eines Caterings und zudem Schulleiter einer Primarschule und verdient «sehr gut», wie er selbst sagt. Daniela Schneider bleibt hauptsächlich zu Hause, manchmal arbeitet sie im familieneigenen Catering. Dem Ehepaar war es wichtig, nicht finanziell von einem Pflegekind abhängig zu sein. «Das wäre der falsche Anreiz», sagt Lukas Schneider.

Inklusive Lebenshaltungskosten bekommen sie für Timo etwa 2500 Franken im Monat. «Das ist nicht gerade viel, wenn man bedenkt, dass es ein 100-Prozent-Job ist», sagt Daniela Schneider.

Nach dem ersten Besuch mussten die Schneiders einen Kurs besuchen, mehrere Samstage lang. «Da wurden uns nicht nur die schönen Seiten aufgezeigt», sagt Daniela Schneider. Einige Eltern hätten sich nach diesem Kurs gegen ein Pflegekind entschieden. Viele seien da gewesen, weil sie keine eigenen Kinder bekommen konnten. «Uns wurde aber schnell klargemacht, dass es sich nicht um eine Adoption handelt.» Man könne nicht einfach über das Kind bestimmen. Die meisten Kinder hätten weiterhin Kontakt zu ihren leib-

lichen Eltern, die es oft nicht gut fänden, dass man ihnen das Kind weggenommen habe. «Im Grunde wurde uns beigebracht: Als Pflegeeltern hat man sehr viele Pflichten und sehr wenige Rechte.»

Ein Umstand, der immer wieder kritisiert wird. Zum Beispiel von Rolf Widmer. Er gründete 1976 den Verein Heilpädagogische Grossfamilien VHPG, der heute Tipiti heisst. Er sagt: «Viele Kantone betrachten die Familien als reine Dienstleister ohne Mitspracherecht.» Die Behörden entscheiden, und die Familien müssen sich fügen. Die Bindung der Kinder werde nur einseitig betrachtet. Er erzählt von einem Fall, in dem eine Behörde kürzlich entschieden habe, ein Kind aus einer Pflegefamilie herauszunehmen und zum Vater umzuplatzieren. «Sowohl wir als auch die Pflegefamilie hatten ungute Gefühle und waren dagegen», sagt Rolf Widmer. «Aber wir wurden nicht ernst genommen.» Ein halbes Jahr später sei das Kind tot gewesen. Mutmasslich ermordet vom Vater.

Ein Jahr dauerte es, bis Tipiti die Familie Schneider aufnahm. Dann ging alles ganz schnell: Das Telefon klingelte, ein Sozialpädagoge sagte, es gebe da ein Kind. Zwei Monate alt, ein Bub. Mehr erfuhren die Schneiders nicht.

Sie besuchten Timo. Seine Eltern sind beide geistig beeinträchtigt. Es war von Anfang an klar, dass Timo fremduntergebracht werden musste. Nach einigen Besuchen verbrachte Timo einmal eine Nacht bei seinen neuen Pflegeeltern, und nach vier Monaten kam der Tag, an dem Timo zu Besuch kam – und blieb.

Die Beistandin wollte jedoch, dass die Mutter Timo jede Woche besuchen darf. «Ich bin nicht dagegen, dass Timo eine Bindung zu seiner Mutter hat», sagt Lukas Schneider. Er finde aber, dass weder auf Timo noch auf sie, die Pflegeeltern, Rücksicht genommen worden sei. «Jedes Mal, wenn die Mutter zu Besuch kam, war Timo danach wie ein umgedrehter Handschuh.» Die Apathie sei zurückgekehrt, «wir mussten wieder von vorne anfangen.»

«Und wer von Ihnen bleibt zu Hause?» Die Schneiders mussten erst damit drohen, für Timo so nicht sorgen zu können, bis sich etwas änderte. Heute besucht ihn die Mutter noch einmal im Monat, sie haben ein gutes Verhältnis. Manchmal kommt sie zu Timos Theateraufführungen oder seinen Geburtstagsfeiern. Timo nennt seine leibliche Mutter Mama, seine Pflegemutter Mami.

Die Schneiders können immer auf die Hilfe der anderen Erwachsenen im Haus zählen. Ein Luxus, den nicht viele haben. Das hat auch mit den Behörden zu tun: Das Schweizer Pflegekinderwesen ist noch stark von alten Rollenbildern geprägt. Das zeigt eine Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), veröffentlicht im vergangenen Jahr. Die Studienautoren haben mit Fachleuten von Kindes- und Erwachsenen-schutzbehörden, privaten Organisationen, Fachverbänden oder Beiständen gesprochen. «Dabei haben wir festgestellt, dass viele Fachpersonen, die sich schliesslich auf die Suche nach Pflegefamilien machen, ein eher konservatives Idealbild von einer Pflegefamilie haben», sagt Daniela Reimer. Sie ist Professorin am Departement für Soziale Arbeit der ZHAW und leitet die Studie. Viele Fachpersonen wünschten sich Familien, in denen traditionelle Werte gelebt würden und ein Elternteil, meist die Frau, am besten überwiegend zu Hause sei, sagt Reimer. Doch das entspricht nicht mehr der heutigen Realität. Zwar gebe es zunehmend gleichgeschlechtliche Pflegeeltern, solche mit Migrationshintergrund oder Pflegefamilien, die mit dem Kind verwandt seien. «Aber da gibt es noch viel Luft nach oben», sagt Reimer.

Manuela und Daniel Schmid passen auf den ersten Blick perfekt ins Bild der bildungs-bürgerlichen Familie: Beide sind Pädagogen



Man hat uns ein Helfersyndrom vorgeworfen. Aber es kann doch nicht sein, dass die Menschen nicht mehr füreinander da sind.

Das Ehepaar Schneider lebt mit drei Erwachsenen, vier leiblichen Töchtern und dem Pflegekind Timo in einem Haus im Toggenburg.



Eigentlich sollten nicht nur gut verdienende Mittelstandsfamilien Pflegekinder aufnehmen können.

Das Ehepaar Schmid wohnt in einem Haus in Winterthur, zusammen mit seiner leiblichen Tochter und dem Pflegekind Elias.

aus Winterthur, ihr Haus steht direkt an der Töss, am Magnolienbaum im Garten hängt eine Holzschaukel. Auch sie heissen eigentlich anders, doch sie wollen anonym bleiben, um ihren Pflegesohn zu schützen.

Nach der Geburt ihrer Tochter Sophia spürten die Schmidts irgendwann: Da ist noch Platz. Doch mit dem zweiten Kind wollte es nicht klappen. «Irgendwann kamen wir auf die Idee, ein Pflegekind aufzunehmen», sagt Manuela Schmid. Zuerst versuchten sie es beim Kinder- und Jugendhilfzentrum Winterthur, «aber dort wurden wir zu wenig begleitet». Sie fühlten sich alleingelassen. Also suchten sie nach einer Organisation, die sie besser unterstützen konnte. Sie meldeten sich bei Tipiti an, besuchten die Kurse, legten ihr ganzes Leben offen. Alles schien gut, bis die Frage aufkam: Wer von den beiden bleibt eigentlich zu Hause und kümmert sich um das Pflegekind? «Ich hatte gerade eine neue 60-Prozent-Stelle als Lehrerin angetreten», sagt Manuela Schmid. Ihr Mann

hatte kurz zuvor eine Firma für Sonderpädagogik gegründet.

«Da es keinen Mutterschafts- oder Vaterschaftsurlaub gibt, wenn man ein Pflegekind aufnimmt, gab es eigentlich nur eine Möglichkeit: kündigen», sagt Manuela Schmid. Doch dazu waren beide nicht bereit. Es gab schwierige Gespräche mit Tipiti. Die Schmidts bestanden darauf, nicht vorsorglich kündigen zu müssen und eine etwas modernere Aufteilung der Kosten zu finden, und schliesslich einigten sie sich darauf, dass beide weiterarbeiten können, aber immer mindestens eine Person zu Hause ist.

Der Bruder muss mitkommen!

Inzwischen lebt der Pflegesohn Elias seit sieben Jahren bei den Schmidts. Auch sein Anhang war schwer: Elias reagierte heftig auf den Wechsel, schlug seinen Kopf oft auf den Boden oder das Bett. Die Familie war froh, Unterstützung von Tipiti zu erhalten. «Wir konnten sie immer anrufen, wenn wir ein Problem hatten», sagt Daniel Schmid. Heute ist

Elias ein aufgestellter achtjähriger Bub, er liebt die «lustigen Taschenbücher» und Fussball, sein Lieblingsspieler ist Nishan Burkart vom FC Winterthur.

Die Schmidts haben ihre Entscheidung nie bereut. Ein Pflegekind aufzunehmen, sei eine ehrenvolle Aufgabe. «Zum Glück konnten wir es uns leisten, denn die Entschädigung selbst reicht nicht, um die Kosten zu decken», sagt Daniel Schmid. Das ärgert ihn: «Eigentlich sollten nicht nur gut verdienende Mittelstandsfamilien Pflegekinder aufnehmen können.»

Lösungen gäbe es: Man könnte Pflegefamilien grosszügiger entschädigen. Das fordert jedenfalls Meryem Oezdirek, Co-Geschäftsführerin von Integras, dem Fachverband für Sozial- und Sonderpädagogik. «Doch davon sind wir in der Schweiz weit entfernt», sagt Oezdirek. Wenn Verwandte etwa ihre Nichte, ihren Neffen oder ihren Enkel als Pflegekind aufnehmen, erhalten sie in manchen Kantonen noch immer keine Entschädigung. Diese



Konstellationen machen aber einen grossen Teil der Pflegeverhältnisse aus. Schweizweit wird geschätzt, dass es 30 bis 50 Prozent sind.

Im Haus im Toggenburg, wo Familie Schneider mit Timo lebt, ist es inzwischen ruhiger geworden. Das EM-Spiel ist vorbei, die «Memory»-Karten sind verstaubt. Timo muss jetzt ins Bett. Ein Leben ohne ihr Pflegekind kann sich Familie Schneider nicht mehr vorstellen. «Einmal sind wir ohne Timo in die Ferien gefahren. Das gab einen Riesenausschrei», sagt Daniela Schneider. Seine vier Schwestern sähen ihn einfach als Bruder. «Sie konnten überhaupt nicht verstehen, warum wir ihn zurückliessen.»

Auch sie hat Timo vermisst. Da sei ihr bewusst geworden, wie sehr es ihr Leben bereichere, ein Pflegekind zu haben. «Timo ist wie ein eigenes Kind», sagt Daniela Schneider. Dennoch ist ihnen bewusst, dass auch Timo eines Tages zu seiner leiblichen Mutter zurückkehren könnte. «Damit müssen wir leben», sagt Daniela Schneider.